

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 177.

Dienstag, 1. August.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(89. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Fred hatte sie brieflich als Schwägerin willkommen geheißen, hatte ihr außerdem in knapper Form allerhand Geschäftliches mitgeteilt. Henrika war ja Mit-erbin ihres Vaters, war Mitgenießerin des Strodtmannschen Vermögens, das zum großen Teil im Delarueschen Geschäft steckte.

Sie besaß nun selber übergenug — konnte wie Tante Diete immer betonte, „im Golde wühlen“. Sie hatte alles, was ihr von Haralds Seite zukam, zurückweisen wollen, doch Fred hatte in aller Höflichkeit sehr bestimmt darauf gedrungen, daß sie auf keinen Fall auf ihr Pflichten als Haralds Witwe verzichtete. Sie hatte in dieser Angelegenheit ein halbes Duzend Briefe mit ihm gewechselt, und schließlich hatte sie sich seinem Willen fügen müssen.

Zuweilen überlas sie Freds Schriftstücke. Nichts stand zwischen den Zeilen. Vergeblich suchte Henrika irgend etwas sie Verletzendes aus den Briefen herauszulesen, etwas, das ihr eine Handhabe gegen Fred geboten hätte, womit sie eine fernere feindselige Haltung ihm gegenüber vor sich selber hätte begründen können. . . . Aber sie wollte ihm ja nicht mehr feindselig gegenüberstehen — im Gegenteil, sie mußte ihm gerecht werden, sie hatte ihm etwas abzubitten. . . . Sie hatte solch einen schmähligen Verdacht gegen ihn gehegt. . . . Wenn sie sich seine Persönlichkeit vergegenwärtigte, seine Briefe las, seine ganze Haltung jetzt ins Auge faßte, so begriff sie allerdings nicht mehr, wie sie lange Zeit hindurch hatte glauben können, daß er ihren Trauschein unterschlagen habe.

Welch ein bitteres Unrecht hatte sie ihm angetan. Als Schimmelschen wieder einmal davon zu reden anhub: „Siehst du, Henrika, wie recht ich gehabt habe. — Erinnerst du dich, wie ich immer und immer wieder sagte: „Er weiß von nichts“ — da war sie ihr schnell ins Wort gefallen: „Sprich nicht mehr davon, Schimmelschen, bitte, niemals mehr.“

„Na ja, dein Haß gegen Herrn Delarue war schon unnatürlich“, hatte die alte Frau gemurmelt.

Haß? Wer dachte jetzt noch daran? Alle Bitternis hatte sich in Henrikas Seele gelöst. . . . Wie sollte sie jetzt noch den Mann hassen, der ihr im Grunde nichts getan hatte, von dem sie nur wußte, daß sie ihm un-sympathisch gewesen, von dessen Mutter sie jedoch wie eine leibliche Tochter geliebt und verwöhnt wurde.

Die alte Baronin konnte ihrer Schwiegertochter nicht genug Liebes antun. Sie vergötterte Henrika förmlich, und allmählich schwand bei dieser die kühle Reserve. Wenn Jrmgard neidisch veranlagt gewesen wäre, so hätte sie Grund hierzu gehabt. Doch auch sie war eng befreundet mit der Frau des Mannes, den sie einst so sehr geliebt hatte. . . . Jrmgard war glücklich, daß Henrikas Anwesenheit ein Trost für Haralds Mutter bedeutete, und Konsul Röhnschäfers waren zufrieden, daß die häufigen Besuche Jrmgards in Berlin nun voraussichtlich eingeschränkt werden würden. Es wurde als selbstverständlich angesehen, daß Henrika bis

auf weiteres zu ihrer Schwiegermutter ziehen würde. Davon, daß sie Kinoshauptpielerin bleiben würde, konnte doch selbstredend nun, wo sie öffentlich als zu den Delarueschen Familienkreise gehörig anerkannt worden war, nicht mehr die Rede sein, lautete die allgemeine Ansicht.

Nur Henrika erlaubte sich, im stillen anderer Meinung zu sein.

Fred wurde täglich in Travemünde erwartet.

Er hatte sich eine Dampfjacht gekauft, die so groß war, daß sie außer der Mannschaft noch etwa 12 Personen aufnehmen konnte. Auf dieser Jacht sollte er in Travemünde eintreffen.

Jrmgard, Henrika und Thea hatten sich auf dem Privat- im Wetterhäuschen, das nach der Seeseite hin offen war, in den Sand gelagert. Eine frische Brise wehte — der kleine Dampfer, die „Möwe“, die nach den Badeorten, die an der Lübecker Bucht, bis in das Holsteinische hinein liegen, seinen Kurs nahm, schaukelte tüchtig.

Die drei jungen Augenpaare schauten dem Schiffe nach.

„Tapfrer kleiner Kerl, der Dampfer“, sagte Jrmgard.

Dann schwiegen sie eine Weile und dachten alle drei das gleiche: daß eine jede von ihnen so in Kampf und Sturm gestanden hatte, wie das kleine Boot dort, dessen Rauchfahne am Horizont allmählich zerflatterte.

Waren sie nun in Hafennähe, wo alle Stürme schwiegen. . . ?

Theas Hand tastete unwillkürlich nach dem Brief, den sie heute nachmittag erhalten, der eine Flut von seelischen Erregungen in ihr ausgelöst hatte.

Sie gab sich alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen, den beiden anderen jedoch fiel ihre Schweigsamkeit auf.

„Du sagst ja kaum ein Wort, Thea“, bemerkte Henrika, und rief dann gleich darauf lebhaft: „Ach, seht doch — dort — ein Schiff kommt in voller Fahrt gegen den Wind herein.“

Sie griff nach dem Prinstecher, der neben ihr lag und richtete ihn auf das Fahrzeug, das wie ein Pfeil daherkam, seinen Kurs auf den Leuchtturm haltend.

„Eine Dampfjacht ist es“, sagte Henrika, das Glas sinken lassend. „Und zwar eine erster Klasse. Ich verstehe mich ein wenig darauf“, fuhr sie lächelnd fort, „hab's in Dänemark gelernt. Wenn ich bedenke, wie oft und wieviel ich auf See gemittelt habe. . . . Es ist sozusagen meine Force. Ich habe aber auch selber viel Vergnügen daran, so sehr auch mein gutes, überauswilliges Schimmelschen dagegen eifert.“

Mit einem sicheren Vogen schoß die Jacht in die Trabe hinein und warf gegenüber dem Leuchtturm Anker.

Die drei im Wetterhäuschen sahen, wie ein Boot sich von dem schneeweißen Schiff löste und nach einem Duzend Ruderschlägen landete.

Als sie eine Stunde später die Veranda der Löhnstädtischen Villa betraten, erhob sich aus einem der Korbfessel eine schlanke Männergestalt im Segleranzug. Fred Delarue begrüßte seine Schwägerin mit vollendeter Höflichkeit, und sie, als sie ihm ihre Hand bot, die er an seine Lippen führte, dachte unablässig: „Wie habe ich ihm solch eine Niedrigkeit zutrauen können?“

Die Scham, die sie empfand, als sie mit ihm sprach, ihn nach seiner Fahrt, die ihn von Kiel hierher geführt, fragte, ließ sie eine unsichere, weiche Note in ihr anklingen, die Fred wie ein elektrischer Funke berührte.

Irmgard und der Konsul gaben Henrika, Thea und Fred abends das Geleit bis zum Fährhause. Fred wohnte auf seiner Nacht.

„Ich habe mich noch gar nicht nach dem Namen Ihrer Nacht erkundigt“, sagte Henrika, als sie zwischen Thea und Fred auf dem Wege am Strande, über den das Mondlicht geisterte, dahinschritt.

„Prinzeß“, antwortete Fred kurz. Er gab den beiden noch bis zu Henrikas Villa das Geleit.

„Wann darf ich Ihnen morgen meine Aufwartung machen, Henrika?“ fragte er beim Abschied, ihre Hand einen Moment lang in der seinen haltend.

„Ach, bitte — keinen förmlichen Besuch... Ich wollte Sie soeben bitten, morgen zu Tisch mein Gast zu sein. Ihre Mutter kommt mit Irmgard und ihren Eltern.“

„Ich danke vielmals.“

Fred beugte seinen kurzgeschorenen, blonden Kopf nochmals vor seiner Schwägerin.

Wenn ihm das jemand je gesagt hätte, daß Henrika ein Santos, die Filmprinzessin, ihn zu Tisch einladen würde... Aber Fred fand nichts mehr merkwürdig, was mit Henrika und ihren Schicksalen zusammenhing, er fügte sich auch darin, daß sie seit jener Zeit, wo sie unter seinem Schutz die Fahrt über den Ozean zurückgelegt hatte, immer wieder seinen Lebensweg kreuzte...

Er hätte es, wenn er offen gegen sich selber sein wollte, auch nicht mehr anders gewünscht...

Thea Gröning hatte eine schlaflose Nacht.

Nicht deshalb, weil sie Fred wiedergesehen hatte — jeder Schmerz, den sie feinetwegen durchgelitten, war in ihr spurlos verwischt, nur ein leises Erstaunen, daß alles so hatte sein können, war in ihrer Seele, nein, der Brief, den sie aus München empfangen hatte, raubte ihr den Schlaf. Warum hatte Franz nicht warten können, bis sie wieder in Berlin war? Er hatte ihr doch geschrieben, daß er sie dringend bitte, sich ihre Antwort reiflich zu überlegen. Er selber war natürlich lange und gründlich mit sich zu Rake gegangen, dachte Thea, bevor er sich zu diesem Schreiben an sie entschlossen hatte. Eine besondere Veranlassung hatte nun sichtlich seinen Entschluß bekräftigt und alles beschleunigt. Doktor Gaendler schrieb Thea, daß er von Tante Viete die Nachricht erhalten habe, daß sie demnächst in ein Damenstift, in dem sie eingekauft war, und wo nun eine Stelle frei werden sollte, übersiedeln wolle, um, wie sie sich ausdrückte, dort ihr „Abendzelt“ aufzuschlagen. Ob Thea sich entschließen könne, seine Frau zu werden? fragte der Doktor, seinen Kindern wäre sie ja schon längst eine Mutter. Ihm würde sie durch ihr Ja einen Lebenswunsch erfüllen, er wolle sie aber nicht drängen, sie solle Ruhe haben zu reiflicher Überlegung...

Wie er sie damit verwundete... Warte er denn nicht, war er denn blind in all seiner Gelehrtenweisheit...?

Theas Entschluß stand fest. Seit Empfang des Briefes bereits. Für sie bedurfte es keiner Überlegung. Sie preßte ihr Gesicht in das Kissen und lag bis zum hellen Morgen wach...

Ungewöhnlich spät erwachten sie zum Frühstück und erstarrte vor namenloser Überraschung... Neben Henrika, frühstückend und plaudernd, saß der Schreiber des Briefes, der diesem sofort nachgereist sein mußte, denn sonst hätte er nicht bereits hier sein können.

„Du bist erstaunt, Thea, nicht wahr?“ sagte er hastig, „ich erkläre dir nachher alles.“

Nachher! Sie waren keinen Augenblick allein, die beiden — der Doktor schien auch absichtlich ein Alleinsein zu vermeiden... Die Kinder, die mit Schimmelchen von einem Spaziergang zurückkamen, hingen sich wie Kletten an ihren Vater.

Selbstredend hatte Henrika den Doktor zu Tisch eingeladen. Es war so, als habe sie ihr Lebenlang nichts anderes getan, als liebenswürdige Hausfrau gespielt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ullme, an der jene sich aufrankt und ihre feistlichen Früchte reift. Jakobs.

Gallische Zwiegespräche.

Von Karl Duno Eisenbart (z. Bt. im Felde).

Der Bauer.

Ein französisches Dörfchen hinter der Front. Ein vom Felde heimkehrender Landwehrrmann mit geschultertem Rechen fragt mich nach der Zeit. Ich ergreife die Gelegenheit, mich ein Weilchen mit ihm zu unterhalten. Über den Krieg. Natürlich!

„Es werden nun bald zwei Jahre“, sagt er und fährt mit dem Daumen unter den Schirm seiner verschossenen manchesternen Mütze, um sie ein wenig in den Nacken zu schieben. „Zwei Jahre und noch kein Ende! Aber es wird kommen, wissen Sie!“

„Das denke ich auch. Aber wie wird es sich Ihrer Meinung nach gestalten?“

„O, ich bin durchaus davon überzeugt, daß die Alliierten früher oder später siegreich werden. — Sie sehen, ich bin offenerzig. Für mich ist es sicher, daß eines schönen Tages die deutsche Armee doch den Rückzug antreten wird.“

„Sie glauben?“

„Verlassen Sie sich darauf, mon cher, es wird so kommen, wie ich sage. Indessen, ich für meine Person weiß freilich nicht recht, ob ich wirklich wünschen soll, daß es so kommt. Denn sehen Sie: einmal ist bereits die Hölle des Schreckens über das Land hier ringsum hinweggegangen. Ich habe das Glück gehabt, daß mein kleines Gehöft stehen geblieben ist. Wie viele meiner Landsleute haben alles verloren! Und wenn ich mir angefaßt dessen sagen muß, daß wir Bewohner des besetzten Gebietes über kurz oder lang rückflutend alle Entsetzlichkeiten des modernen Krieges noch einmal zu schmecken bekommen werden, so können Sie begreifen, daß ich, obwohl ich guter Franzose bin, dem großen Feldzug der Deutschen nach hinten mit einigermaßen zwiespältigen Empfindungen entgegentreue. Ma foi! Ich kann mir nicht helfen!...“

Die Witwe.

Im Hause einer vereinsamten Sechzigerin habe ich Quartier bezogen.

„Sie sind hiergeblieben, Madame, trotz des Krieges?“

„Monsieur, ich bin eine alte Frau!“ — Sie sagt es mit wehmütigem Lächeln um den Mund und tut an mir vorbei einen Blick in den alten Wandspiegel, dessen braunangelaufenes, rissiges Glas ihr Antlitz noch rungliger erscheinen läßt, als es ohnehin ist. Sie senkt den Kopf ob der Unerbittlichkeit des gläsernen Zeugen, legt mit der Hand eine unter der Haube hervorgeglittene schneeweiße Haarsträhne bedächtig hinter das Ohr und wiederholt leise wie im Selbstgespräch: „Ja, ja, ich bin eine Greisin!“ Dann, mit einem Augenaufschlag sich zu mir wendend: „Und deshalb habe ich ja auch nichts zu fürchten, Monsieur. Die jüngeren Frauen und Mädchen haben fast alle das Dorf verlassen, als die Deutschen kamen. Ach, der Krieg ist ein großes, großes Unglück, nichts weiter!“

„Haben sich denn unsere Soldaten in Frankreich so übel benommen, Madame?“

„O, dit, Monsieur, on dit! Aber hier im Dorfe, das muß ich sagen, haben wir keine Grausamkeiten und dergleichen zu

erbulden gehabt. Und wir hatten doch fortwährend Einquartierung, fortwährend."

"Glauben Sie auch, Madame, daß Frankreich einmal siegreich sein wird?"

"Schweigen wir davon, Monsieur! Ich bin eine Mutter und habe vier Söhne im Krieg, von denen ich seit Jahr und Tag ohne irgendwelche Nachricht bin. Ihr Verlust, so glaube ich, könnte mir selbst Frankreichs ruhmreichster Sieg nicht wett machen. — Schweigen wir vom Krieg, Monsieur!" Und ihre Augen bekommen rote Ränder und füllen sich mit Wasser.

Als ich Gute Nacht biete, tut sie noch die Frage: "Woher haben Sie übrigens Französisch gelernt, Monsieur? Gewiß im Elsaß!"

"Ich habe vor dem Krieg längere Zeit in Belgien gelebt, Madame . . ."

"Ah!" — Die wässerigen Augen der Alten werden plötzlich weit, und mit einer Inbrunst der Teilnahme, die mich schier erschreckt, kommt es über ihre Lippen: "Pauvre, pauvre Belgique!"

Jetzt ist es an mir: "Schweigen wir vom Krieg, Madame! — Dormez bien!"

Der Bausbub.

Milder Maiabend. Im Staube der Dorfstraße liegt ein kleiner schwarzhaariger und ungewaschener Junge platt auf dem Bauch. Er brückt sich eng auf den Erdboden und blinzelt mit kniffligen Augen die Gasse hinunter, als habe er wie der Soldat im Schützengraben den Feind aufs Korn zu nehmen. Sein Sinn jedoch steht nach dem Besitz einer der gierlichen Schwärzen, die in niedrigem Fluge immer wieder dicht über ihn hinwegfliegen, obwohl er ebenso oft mit seiner Mühe nach ihnen wirft. Nicht interessiert der Knirps, und ich frage ihn nach seinem Namen.

Im Nu ist er auf den Füßen, klopfte sich den Sand vom Knie und stellt sich mir vor, frisch, fränk und ungezwungen: "Gabriel! Gabriel Thierard, Monsieur!" Und seine Augen hefteten sich an meine Zigarette, die ich zwischen den Lippen halte.

"Wie alt bist du denn, Gabriel?"

"Huit ans, Monsieur."

(In der Ferne wird Kanonendonner vernehmbar.)

"Doch einmal, Gabriel, wie sie schießen da drüben. Hörst du?"

Mit unentwegtem Blick auf meine Zigarette: "Oui, ouil! C'est la guerre!"

"Ja, Gabriel, das ist der Krieg. Was sagst du zu so einem Krieg?"

"Ah, ça m'est bien égal!" Mais — er tritt ganz dicht an mich heran, versetzt mir mit dem Ellbogen einen kleinen Schubs und sagt zu meiner Überraschung auf deutsch: "Du — Gib ein' Zigarätt!"

"Du sprichst ja Deutsch, mon ami!"

"Ja, un peu. Von Soldat gelernt. — Eh bien! Gib ein' Zigarätt!"

"Aber Gabriel, ein Junge von acht Jahren und schon Zigarettenrauchen? Könnte das nicht gefährlich werden?"

"Bah! C'est à cause de ma culotte que vous avez peur, hé? Wie du komisch bist! Ich rauchen alles: Zigarätt, Zigar, Pipe! Tout, tout, tout! Wahrhaftig!"

Ich ziehe wirklich mein Zigarettenetui und schide mich an, eine von meinen würzigen, noch aus Mazedonien mitgebrachten echten Türken herauszunehmen. Dabei murmle ich etwas über die sprichwörtliche Gutherzigkeit des deutschen Soldaten in den Barten. Schon hat er es aufgeschnappt und stimmt mir lebhaft zu: "Oui, ouil! Deutsch Soldat — bon garçon! Oui, sehr gut — aber . . ." und ich sehe, wie er ein wenig verächtlich die Nase rümpft. Da ziehe ich vorsichtshalber rasch die Zigarette zurück, nach der er gerade die schmutzige Hand ausstreckt und ersuche ihn, mir zunächst einmal zu sagen, was er denn außer dem Guten Unvoreteilhaftes am deutschen Soldaten entdeckt habe.

Die Antwort: "Erst Zigarätt, alors ich sprechen!"

Ich gebe ihm in Gottes Namen den Glimmstengel. Muß ihm auch noch das Feuer dazu liefern. — Er schmaucht wie ein Erfahrener und tut sogar einen Lungenzug.

"Nun, Gabriel?"

Da spürt er sofort ein Tabakfäserchen von der Lippe und sagt: "Oui, ouil! Bon garçon, deutsch Soldat, mais: deutsch Soldat ist zuviel Marmelade! Toujours, toujours Marmelade! Dégoutant!! Wir en France immer schreien (und Gabriel nimmt Reißhaus): "Marmeladenkappe! Marmeladenkappe!"

Armer, kleiner, blinder Gabriel! Wenn du wüßtest, wie böse die "Marmeladenkappe", über die du dein achtjähriges Näschen zu kräuseln beliebst, dir und deinem Frankreich mitgespielt haben! (Zens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Albrecht Dürer als Kriegswissenschaftler. Die Beschäftigung mit der Kriegswissenschaft der heute aus begreiflichen Gründen Vertreter fast aller Berufsgattungen mit dem gleichen Eifer obliegen, hat auch schon früher das Interesse vieler großer Geister beansprucht, deren eigentliches Streben auf ganz anderem, ja sogar dem Kriege ziemlich entgegengesetztem Gebiet zu liegen schien. Es hat zahlreiche Künstler gegeben, für die der Krieg mit seinen unendlich verzweigten und vielartigen technischen Fragen ein Problem ernster wissenschaftlicher Arbeit war, und es ist allgemein bekannt, welcher großen Teil seiner Arbeit und seines Könnens Leonardo da Vinci dem Kriege als solchem und all seinen technischen Mitteln widmete. Viel weniger bekannt aber wurde bis heute, daß ein anderes bildnerisches Genie des 16. Jahrhunderts, und zwar ein Deutscher, dieselbe Vielseitigkeit in der gleichen Richtung bewies. Kein anderer als Albrecht Dürer kann gleich Leonardo da Vinci als vorbildlicher Typ des Künstlers als Kriegswissenschaftler bezeichnet werden. Aber während die Kriegsarbeiten des Italiener schon zu seinen Lebzeiten große Beachtung fanden — Leonardo da Vinci wurde bekanntlich als Kriegstechniker nach Mailand gerufen und hatte durch Jahre die günstigste Gelegenheit, seine phantasiereichen kriegstechnischen Pläne und Entwürfe auszuarbeiten und oft praktisch auszuführen — wurde Albrecht Dürers Betätigung auf dem gleichen Gebiete keineswegs die ihr gebührende Achtung zuteil. Diese Tätigkeit, über die Dr. Otto Hoff im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift "Aber Land und Meer" sehr aufschlußreiche und kulturhistorische bedeutsame Erinnerungen veröffentlicht, hätte dem in Nürnberg lebenden Künstler das Recht geben müssen, auch in Staatsdingen mitzureden, und es ist recht und billig, gerade heute Albrecht Dürers Bedeutung für den Krieg näher zu betrachten. Da Dürer nicht nur Maler, Kupferstecher und Holzschneider, sondern in ebenso hervorragender Weise auch Geometer, Zivil- und Kriegsbaumeister war, ist er unbedingt als ein fruchtbarer Revolutionär der Festungsstrategie für alle folgende Jahrhunderte anzusehen. Seine im Jahre 1527 in Nürnberg erschienene große Arbeit "Erläuterung und Unterricht zu Befestigung der Stadt, Schloß und Flecken" war das erste kriegstechnische Werk seit dem Altertum. Während des ganzen Mittelalters niemand es für notwendig gehalten hatte, ein zusammenfassendes Werk oder auch nur eine Ausarbeitung von Einzelheiten über dieses wichtige Thema festzulegen und man stets auf dem Standpunkte der Römer stehen geblieben war, indem man immer wieder die Schriften des Altertums studierte und z. B. das aus dem 4. Jahrhundert stammende Lehrbuch des Flavius Vegetius Renatus in neuen Auflagen erscheinen ließ, blieb es dem Künstler Dürer überlassen, als Erster und als Laie ein solches Werk schriftlich niederzulegen. Dieses Werk war um so erstaunlicher, als sein ganzer geistiger Inhalt von Grund aus neuartig war. Dürer fand das bis damals geltende Prinzip, sich bei dem Bau von Festungen nur für die Verteidigung zu rüsten, unzulänglich, und sein Verdienst ging dahin, daß er es als wichtig erkannte, den Festungen auch eine starke Offensivkraft zu verleihen. Denn die Einführung des Schießpulvers hatte die Angriffstaktik so verbessert und bedrohlich gemacht, daß nach Dürers scharfem Urteil ihr nicht mehr bloß mit Maßnahmen der Verteidigung, sondern auch mit dem Stoß des Gegenangriffes geantwortet werden mußte. Sein Plan ging dahin, die Festungen so auszugestalten, daß der Gegner womöglich gar nicht zu einem ersten Angriff gelangen könne. Die Wälle, die wir von vielen noch zum Teil erhaltenen alten

Festungsbauten kennen, wurden erstmalig in den Entwürfen Albrecht Dürers erwähnt. Er war es, der die geometrische Form des Polygons für Festungsanlagen entwarf, an dessen Ecken er die Bastionen setzte. Hiermit war zum ersten Male das System der sog. „inneren Verteidigung“ entworfen. Dieses Verteidigungssystem ließ die bis dahin befolgte Kriegskunst des Mittelalters als nicht mehr zweckentsprechend erscheinen und bedeutete den Anbeginn einer neuen Epoche des Kriegswesens. Um so unverständlicher ist es, daß mehr als zwei Jahrhunderte vergingen, bis Dürers Arbeiten durch andere zur Ausführung gelangten. Zwei Männer nahmen sich vor allem dieser Aufgabe an, der Graf Reinhard zu Solms-Münzenberg, der 1530 Ingolstadt befestigte, und der kriegstechnisch geniale Kupferstecher Hirschvogel. Bleibende Geltung aber erhielten die Ideen des Nürnberger Meisters erst nach drei Jahrhunderten. Der französische Kriegingenieur René Marquis de Montalembert, der durch sein System des Festungsbauens berühmt wurde, führte in Wirklichkeit nur aus, was der verkannte Festungsbaumeister Albrecht Dürer in seinen Plänen dargelegt hatte. Und es ist nicht viel gesagt, wenn man behauptet, daß auch das neue preussische Festungssystem zuguterletzt bis auf die Ideen Albrecht Dürers zurückgeführt werden kann.

Das Pariser Vorstadt-Variété im Kriege. Daß der Krieg auf den Geschmack des Pariser Publikums nicht gerade fördernd gewirkt hat, beweist das flüchtige Studium des Kunst- und Vergnügungsanzeigers einer der großen Pariser Tageszeitungen. Während bei uns die Theater ihre unverminderte Anziehungskraft bewahrten, während besonders die künstlerisch zu wertenden Bühnen sich des regsten Zuspruches erfreuen und der Spielplan eine bemerkenswerte literarische Hebung erfährt, ist der Kriegsgeschmack der Pariser im Durchschnitt auf Kinstheater und die Vorstadt-Variétés — die sog. Musik-halls — beschränkt. Die großen Pariser Bühnen leiden noch immer schwer unter der Kriegszeit und sind nach wie vor nicht in der Lage, ihren Mitgliedern die im Frieden üblichen Gehälter auszubezahlen. Dabei ist ihr Spielplan in auffallend ungünstiger Weise durch die Stimmung gekennzeichnet, die nur blutigen Kriegsbegebenheiten und Nachwirkungen frivoler Act Interesse entgegenbringt. Aber selbst die Kinos und Spezialitätenbühnen sind von ihrer ehedem sehr niedrigen Stufe noch herabgesunken. Während auf der Pantomime Revolverhelden, Einbrecherkönige und andere Banditen Triumphe feiern, ziehen die Singspiellhallen durch ihre „Verherrlichung“ des Krieges in Wahrheit das Kriegsgeschehen in eine alles weniger als würdige Atmosphäre von Branntwein und liebreichlicher Weiblichkeit — eine Umgebung, in der die beurlaubten Soldaten der alliierten Armeen sich nicht gerade besonders vorteilhaft ausnehmen. Ein charakteristisches Bild dieser kriegerisch gefärbten Pariser Vorstadtbühnen bringt eine Klauerei des „Journal des Débats“. Eine Reihe klanggefärbter Gaslampen unterbricht die feuchte Düsterei der Vorstadtstraße. Man öffnet ein schnarrendes Tor, zahlt an der flackernd und trübe beleuchteten Kasse den Kriegspreis von 2 Franken 20 Ct. und betritt einen dümmrigen, von Biergeruch und Tabakrauch wie mit einem Nebel erfüllten Saal. Am Ende des Raumes, auf der hochgezimmerten Bühne, erblickt man die Silhouette einer Frau, grell von den Rampenlichtern bestrahlt. Ihr tief ausgechnittenes Korsett zeigt die französischen Nationalfarben. Es ist die „Sängerin von der Front“, die neueste Erscheinung im Programm des Singspiellhallen. Sie singt die neuesten Lieder über die Taten der „Poilus“, gemischt mit dem Humor der Schützengräben. Ihr folgen andere Sängerinnen mit hohen Hüten und Röcken, die bis zum Knie reichen. Zu den Texten lehren fortwährend die Worte „Frankreich“, „Franzose“ wieder, die französische Kunst, die französische Industrie und die französische Mode triumphieren in diesen Vorstadtgassenhäusern. Daneben fehlt es nicht an Anzweifeln auf Deutschland; Gerhart Hauptmann und Sudermann werden verspottet, und auch Richard Wagner bekommt sein volles Teil. In den kurzen Pausen zwischen den einzelnen Bildern herrscht Dunkelheit. Dann tritt ein Tänzerpaar mit hochstrahlenden italienischen Namen auf; sie springen in einem wilden Durcheinander umher, das aus Walzer, Matitch und Tango roh gemischt. Das Publikum setzt sich aus Soldaten verschiedener Waffengattungen zusammen. Zivilisten sieht man nur in fernen Reihen. Aber Uniformen sind in allen Farben zu erblicken. Da gibt es das Horizontblau der französischen Infanterie, das Grün

der Italiener, das Hellgrün der Engländer, das Kaffigels der Belgier. Artilleristen, Mechaniker, Spahis, auch Serben und Russen füllen den durchlärnten Raum. Die ganze Entente ist vertreten — mit Ausnahme der Portugiesen, deren Ententebasein noch zu jung ist. Und zwischen diesen Soldaten drücken sich die Götinnen der Vorstadtbühne umher, die allerdings nicht mehr gerade göttlich zu nennen sind. Sie haben die landläufigen Ausdrücke in den Sprachen der Ententemitglieder erlernt und tun das Ihrige, um die Urlauber zu vergnügen. Zwischen durch wird fleißig getrunken, und dann geht es wieder auf der Bühne mit nackter Beinen und Spottliedern auf Deutschland weiter. . . .

Der Oleander blüht . . . Ein beliebtes Berliner Scherzwort, das zur Verpottung der sogenannten Berliner „Sommergärten“ häufig angewandt wird, lautet: „Nottlieb, drag 'n Garten rin, 't rejent!“ Das Beste bei diesem Scherz ist, daß ihm wirklich Ernst zugrunde liegt. Wenn der Hausknecht dem Gebote seines Herrn, eines Berliner Gastwirts, dadurch Folge leistet, daß er die zwei oder drei Oleanderbäume, die in dem engen Hofraum den Garten des Hofes markieren sollen, unter ein schützendes Dach stellt, so ist man versucht, anzunehmen, daß beide verkehrt handeln, da man dem Oleander genau so wie allen anderen Gewächsen einen erfrischenden Regen von Herzen gönnen möchte. Aber das Vergen dieser Pflanze vor dem Regen, so schreibt uns ein Mitarbeiter, geht auf eine sehr richtige Beobachtung zurück. Die von oben kommende Feuchtigkeit ist dem Oleander unangenehm, ja direkt schädlich, da sie seine wunderschöne Blüte beeinträchtigt, dagegen lieben seine Wurzeln die Feuchtigkeit sehr; in Griechenland und in Italien, wo er wild wächst, begleitet er in langen blühenden Reihen die Rinnen der kleineren Flüsse und Bäche. Seine Krone aber kann die Sonnenglut nicht entbehren; je größer die Hitze ist, desto herrlicher entfalten sich seine prächtigen roten Blüten. Diese Eigentümlichkeit macht ihn so recht zur Stadtpflanze geeignet. Gerade die Zuhitze, die durch den Anprall der Sonnenstrahlen auf das Mauerwerk und auf das Pflaster eine wesentliche Verstärkung erfährt, ist ihm besonders zuträglich — vorausgesetzt, daß seine Wurzel immer gehörig feucht gehalten wird — und er gedeiht auch in den engen Höfen und schmalen Straßen der Großstadt, in denen andere Gewächse kaum noch ein Fortkommen finden, ganz ausgezeichnet. Ebenso merkwürdig wie die hier geschilderte Eigentümlichkeit des Oleanders ist sein Name. Zugrunde liegt ihm die griechische Bezeichnung Rhododendron (wörtlich Rosenbaum) und nicht etwa, wie man irrthümlich meinen konnte, das lateinische Wort oleum (Öl) und das griechische Wort Aner, Andros (Mann). Wie sollte auch diese Pflanze ein „Olmann“ sein? Im mittelalterlichen Latein erfährt nun der ins Lateinische übergegangene Name Rhododendron eine Umwandlung in Lauridendrum; die Blätter des Oleanders sind den Lorbeerblättern ähnlich, und der Name wurde daher an den des Lorbeerbaumes angelehnt. Aus Lauridendrum wurde im Vulgärlatein, aus dem die romanischen Sprachen hervorgegangen sind, Lauriandrum. Da man aber das anlautende L für den Artikel hielt, entstand das Wort Lauriandrum, und daraus wurde im Italienischen unter Anlehnung an den Namen des wilden Ölbaums „Oleastro“ das Wort Oleandro. Die hier angeführten Namensformen zeigen uns gleichzeitig an, daß der Oleander aus Italien nach Frankreich und von dort zu uns nach Deutschland gekommen ist.

Die photographisch kontrollierte Gasrechnung. Ein photographisches Verfahren zur Kontrolle der Gasrechnungen hat, nach der „Umschau“, die New Yorker Gas-Company eingeführt. Eine Kamera, die über dem Objekt eine elektrische Lampe trägt, wird in einem für die Schärfe der Einstellung günstigen Abstand auf die Gasuhr gerichtet. Der Stand des Verbrauches wird dann zugleich mit dem Datum der Aufnahme auf der Platte festgestellt. Der Gasconsument erhält mit der Rechnung eine Kopie dieser Aufnahmen, die ihm durch die Übereinstimmung beider Angaben eine untrügerische Gewähr für die Richtigkeit der Ablesung und damit der Geldforderung selbst zusichert. Die fortlaufenden Kosten dieser Kontrolleinrichtung stellen sich nach Beschaffung der nötigen Apparate verhältnismäßig nicht sehr hoch, da der Preis einer Filmrolle mit 75 Aufnahmen, die in die Kamera eingelegt wird, nur 60 Pf. beträgt.